

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 14

Artikel: Offenes Land
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-708193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der erste Aktivdienst

Etwas kleinlaut lassen wir vier uns im feldgrauen Gedränge in die Bahnhofshalle treiben. Vor zehn Tagen kamen wir aus der Rekrutenschule und nun rücken wir zusammen zum ersten Aktivdienst ein. Beinahe scheu erblicken wir um uns immer wieder die Achselnummern unserer Einheit, allerdings abgebraucht, fast schäbig — und wir mit unseren neuen, frischen! Mustert uns ein Blick, meinen wir, darin irgendwie Hohn oder Argwohn lesen zu müssen.

Im Extra-Zug drücken wir uns in eine freie Ecke und lauschen den Dienst-erinnerungen, die aufgefrischt werden. Wenn man genau hinsieht, so sitzen immer ein paar laute Kerle zusammen; daneben gibt es doch auch manches stille Abteil.

Der Zug rasselt und schaukelt auf dieser unbekanntenen Nebenlinie. Feine Regenstriche besprenkeln die Scheiben. Und so grau wie die Landschaft ist ungefähr unser Gemüt.

Auf der Dorfstrasse teilt sich die Masse und verströmt in Gassen und zwischen Häusergruppen. Wegordonnanzen im Helm rufen von Zeit zu Zeit «Erste», «Zweite», «Dritte», «Mitr.»; hie und da lachen sie einem Kameraden zu. «Zweite», das geht auch uns an. Auf einer arg zertröteten Wiese for-

miert ein Hauptmann 4 Glieder aus den Ankommenden, da und dort ein paar Begrüßungsworte austauschend. Dann beginnt an einem Tischchen der Feldweibel mit dem Appell. Unsere Spannung läßt langsam nach, denn erst am Schluß müssen wir vortreten. Unser «Hier» mag dennoch etwas heiser geklungen haben. «Die Hamburger» — geht es durch die Reihen, neugierige Blicke folgen uns. Es ist uns ziemlich ungemütlich, vor der ganzen Kompagnie das Dienstbüchlein abzugeben, Notportion, Zelt und Biwakdecke zu fassen. (Ich muß dabei entdecken, daß wir ordentlich schüchtern und mit den reinsten Bubenstimmen Red' und Antwort stehen, was doch sonst gar nicht unsere Art ist.)

Item, auch das geht vorüber, und, etwas unbeholfen mit unserer Last balancierend, stolpern wir hinter den Kameraden drein. Da fängt uns ein Wachtmeister ab und weist uns in der Turnhalle den Platz beim 4. Zug an. «Ihr gehört dann zu mir» und er verschwindet. Wir verstauen unsere Siebensachen im Plankengestell und plaudern, das erste Mal wieder frei und ungezwungen.

Plötzlich steht ein Korps bei uns. «Wenn Ihr auch etwas zu Essen haben wollt, ist es höchste Zeit.» Richtig, wir stehen allein im Kantonnement. Ga-

melle abschnallen und hinaus, nun das haben wir ja los!

Gelächter empfängt uns... «habt Ihr ein Patent auf den Christbaumschmuck gelöst?» Verwirrt schnallen wir das Lederzeug ab. Daß uns das passieren mußte!

Vorsichtig, um ja kein Aufsehen zu erregen, schließen wir zur Kolonne auf, die an einer Milchkanne vorbeidefilert. Hie und da gewahren wir Achselpolster an den Hosenträgern der Vordermänner. Bedeutungsvolle Blicke sagen alles.

«Jetzt werden wir dann wohl etwa ‚feierlich‘ als Fahmannschaft gewählt werden», raunt einer. In diesem Augenblick taucht der Wachtmeister wieder auf — «Freilich kommt Ihr dran, aber nur kein Gstürm, bitte. Bei uns im 4. Zug müßt Ihr Euch zuerst richtig einleben. Wir machen keinen Unterschied zwischen Alten und Hamburgern.»

Und das stimmte. Nach einer Reihe von Tagen gehörten wir zur Kompagnie, wie alle, die vor uns gekommen waren. Und es hat uns auch keiner als Hamburger behandelt. Wir haben gute Kameraden gefunden unter den Älteren, und so wird es auch denen gehen, die beim nächsten Ablösungsdienst als Hamburger einrücken werden. gu.

Offenes Land

Offenes Land — ja, das ist es, was uns diesen Dienst erleichtert. Das ist es, was uns am Morgen lieber aufstehen und alle Mühen des Tages lieber ertragen läßt, dieses weite, liebe, offene Land. Bis tief hinunter senkt sich der Himmel und der Horizont ist weit und die Wiesen flach. In sanfter Linie steigt der Wald an und er besteht aus gesunden Tannenbäumen mit geraden Stämmen. Lichter Herbstdunst breitet sich über die Weide und die Schafherde gleicht einem wogenden Meere. Pappeln stehen am Bach und Birken, und weiter hinten grüßt die Käsebissee des Dorfkirchleins, darinnen uns am verflossenen Sonntag ein junger Pfarrer eine Predigt in unserm Dialekt gehalten hat.

Von der Gnade und dem Segen sprach er zu uns und nun hallen seine Worte in uns wider, jedesmal, wenn wir an den fruchtbeladenen Obstbäumen vorbeimarschieren. Wir laufen quer über gelbgrüne Wiesen und braune Stoppelfelder, Obstduft, vermischt mit dem Röcheln irgendeines Kartoffelfeuers in der Nase und wir freuen uns.

O ja, wir freuen uns tatsächlich und unsere Freude gilt dem weiten, offenen Land. Man hat uns vom Dienst im Réduit befreit. Man hat uns, die Söhne des Tieflandes, endlich nicht mehr im hintersten Krachen des hintersten Bergtales versteckt, es türmen sich keine Felswände mehr um

den Schädel. Die Wolken segeln wieder hoch über den Köpfen am Himmel und wir stecken nicht mitten im Nebel drin.

Drüben im Dorf, da feierten sie letzten Sonntag Kirchweihe und wir feierten mit, strömten aus der Kaserne und mischten uns unter die Leute. Unter unsere Leute, die uns vertraut mit ihrer ganzen Lebensweise und ihrer ganzen Art. Leute von uns, aus dem offenen, weiten Land. Wir schwenkten die Mädchen im Kreise, Mädchen, wie wir von ihnen während all den letzten Ablösungsdiensten geträumt, Mädchen, die uns gefielen, die Kleider trugen, wie wir sie gerne sehen, mit fliegenden Locken, wie sie eben unsere Stadtmädchen tragen und diese Mädchen ließen sich gerne in unseren Armen im Kreise drehen, denn wir waren ihre Soldaten, das wußten sie sogleich.

Das ist das Loblied vom offenen Land. Der Dienst im Réduit, im felsigen Alpgebiet, gehört der Vergangenheit an. Nicht daß es uns dort nicht gefallen hätte! Mancher von uns kraxelt den lieben langen Sommer hindurch an jedem freien Sonntag an irgendeinem Höcker herum, und im Winter laden wir die Bretter auf die Schultern und ziehen wieder hinaus.

Fürwahr, ein armer Kerl, der nichts weiß von der Stille, der endlosen, erhabenen Stille eines Berggipfels, dem die Herrlichkeit einer stiebenden Abfahrt fremd ist!

O nein, wir sind Schweizer und können ohne Berge schon gar nicht leben. Und der Bergdienst bot auch ausreichend Gelegenheit, die Bergbevölkerung kennen zu lernen, mit der mühevollen Arbeit eines einsamen Wildheuers vertraut zu werden. Man hat dabei gelernt, daß nicht die Eleganz der Kleidung und der Schnitt der Bügelfalte den Wert des Menschen bestimmt. Aber man stand allem eben doch mehr oder minder fremd gegenüber, man leistete seinen Dienst, weil man eben mußte. Wie so ganz anders ergeht es einem in der engeren und engsten Heimat, im vertrauten, fruchtbaren, offenen Land!

Am Abend, wenn der Bach ein leise träumtes Lied murmelt und die Pappeln und Birken in den schwarzen Sternhimmel hinaus träumen, dann leuchtet im Süden, hinter dem Tannenwald, gelbroter Schein und konzentriert sich am Horizont zu einem Lichtpunkt. Schon dadurch fühlt man sich zuhause, denn jene Lichtquelle ist die Stadt, dort pulsiert das rege Treiben der Großstadt, die den Städter immer wieder in ihren Bann zieht und ihm, mitten im Gebirge, schon nach einer Woche bedenklich fehlt. Nun liegt sie in nächster Nähe, unsere Stadt, wir wissen uns verbunden mit unseren Lieben und Liebsten dort in jenem Lichtschein und ein stiller Gruf geht hinüber. Durch die Ebene braust die Bahn und stellt mit der nahen Stadt ununter-

brochene Verbindung her, schon das allein verleiht Befriedigung.

Wir stehen hier zum Einsatz bereit und überwachen das Gelände. Einig darüber, daß der Weg zu den Lichtern unserer Stadt abgeriegelt werden muß mit Hilfe unserer Waffen. Denn dort hat niemand etwas zu suchen, hat niemand Ansprüche zu stellen; dort sind wir zuhause und gedenken es auch zu bleiben. Nun wissen wir,

wozu wir hier stehen. Unsere Lieben dort drüben zu schützen —

Von Norden her trägt der Wind jede Nacht dumpfen Donner herüber. Er kommt genau aus der Richtung, wo der Polarstern steht. Stundenlang oft ist das unheimliche Grollen zu vernehmen. Dort schwelt der Brandherd der Krankheit Europas, dort tobt die Hölle der Granaten, Brandbomben und wahnsinnigen Menschen. Dort lebt

die Welt des Hasses, der «Höllenhunde» und des Wahnsinns. Wir atmen auf, wenn der Donner für einige Minuten aussetzt und blicken auf den Sternhimmel. Und der Blick wandert weiter zum Lichtschimmer der Stadt. Dankbarkeit erfüllt das Herz und Entschlossenheit. Und der Nachtwind säuselt leise durch die Kastanienbäume im Hof und verliert sich in der Weite unseres geliebten, offenen Landes. wy.

Burma — Japans Fehlkalkulation

Als im März dieses Jahres die japanische 15. Armee ihre Offensive einleitete, unterließ es der japanische Generalstab, zwei wichtige Faktoren in seinen Plänen einzukalkulieren. 1. stützte er sich auf die Erfahrungen mit der 14. britischen Armee während der Jahre 1942 und 1943 und ließ außer acht, daß die britischen und indischen Truppen sich inzwischen hervorragend mit der damals noch fast unbekanntem Art der Kriegführung im Dschungel vertraut gemacht hatten; 2. verkannte er die inneren Verhältnisse Indiens.

Bevor die Japaner ihre Offensive auslösten, hatten sie bereits eine Division über dem Flusse Chindwin in der Gegend südlich von Tiddim. Der Plan war, Besetzung der indischen Stadt Imphal in Manipur. Imphal kontrolliert die wichtigste Zufahrtsstraße nach Indien. Diese Division lag ungefähr 100 Meilen südlich Imphal und war in bezug auf Nachschub keineswegs schlecht placentiert, denn sie verfügte über gute Eisenbahnlagen und über den Wasserweg nach Mandalay. Eine Division genügte jedoch nicht, diese wichtige indische Stadt erfolgreich anzugreifen und so warfen die Japaner zwei weitere Divisionen über den Chindwin und zwar viel nördlicher als die erste. Diese waren mehr oder weniger ihrem eigenen Schicksal überlassen, denn sie mußten auf höchst unzugänglichem Gebiet nach Westen vorstoßen und konnten praktisch mit keinem Nachschub rechnen. Sie überschritten die indisch-burmesische Grenze und es gelang ihnen, die britische Hauptverbindungsline Kohima-Imphal zu durchschneiden. Imphal wurde dadurch isoliert, aber eine starke japanische Streitmacht blieb praktisch ohne Nachschub.

Womit rechneten die Japaner, den fehlenden Nachschub wettzumachen? Der Tagesbefehl eines japanischen Obersten gibt darüber Aufschluß. «Jeder Mann trägt sein eigenes Essen selbst mit und muß damit rechnen, nur ein Drittel der gewohnten Lebensmittelmenge zu erhalten. Das Ziel dieser Operation ist die Durchschneidung der feindlichen Nachschublinie und die Vernichtung seiner Hauptstreitkraft. In Anbetracht unserer unsicheren Nach-

schublinie muß soviel als möglich erobertes Material und Proviant verwendet werden. Unsere Leben hängen davon ab, wieviel Nahrungsmittel wir dem Feinde abnehmen können.» Die Japaner hofften also, ohne Luftüberlegenheit und ohne organisierten Nachschub Imphal zu erobern. Die eingeschlossene britische Streitmacht konnte jedoch auf den Erdschub verzichten und machte dadurch die japanischen Nahrungsmittel-Eroberungspläne illusorisch. Hunderte von Transportflugzeugen landeten täglich bei Imphal und versorgten die britischen Truppen mit Waffen und Proviant.

Die Situation der zwei Divisionen wurde zusehends unmöglicher und im Monat Juli befanden sie sich auf dem vollen Rückzug nach Burma — unterernährt, übermüdet, von Seuchen gequält und fast ohne Munition. Die Desorganisation nahm immer größere Formen an und langsam lösten sich die zwei Divisionen in Gruppen verschiedener Größen auf, welche über weite Gebiete verstreut lagen. Um den fehlenden Nachschub wettzumachen, unternahmen sie regelrechte Beutezüge durch die Landschaft und plünderten alles systematisch aus. Da und dort setzten sich die vereinzelt Gruppen wieder fest und stellten sich den Briten zum Kampf. Es entspann sich ein hartnäckiger Kleinkrieg, der den ganzen Sommer über anhielt.

In der englischen Zeitschrift «The Listener» gibt der Geschwaderführer Charles Gardner sehr aufschlußreiche und interessante Berichte über das Wesen und die Bedingungen dieses Dschungelkrieges. «In einem japanischen Spital fanden unsere Truppen Skelette, die noch auf Tragbahnen lagen. Eine gemeldete feindliche Truppenkonzentration bestand aus unbewaffneten Kranken und Verwundeten, die einfach zurückgelassen wurden und sich so gut als möglich zum Chindwin durchzuschlagen versuchten. Ueberall an den Rückzugsstraßen und -wegen lagen tote oder sterbende Japaner, die bis auf die Knochen abgemagert waren. Selbst in den hoffnungslosesten Situationen ergeben sich die Japaner nur selten. Diejenigen, welche sich trotz-

dem gefangen nehmen ließen, befanden sich in einem entsetzlichen Zustand. Einige von ihnen waren derart ausgehungert, daß sie auf dem Wege zum Gefangenenlager starben. In Tamu bot sich uns ein grausames Schauspiel. In Bambushütten, sogenannten Bashas oder draußen im Freien lagen viele tote Japaner in den verschiedensten Stadien der Verwesung. Ein entsetzlicher Gestank nahm uns fast den Atem. Das Pflegepersonal war geflüchtet und hatte die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Es herrschte vollkommene Desorganisation. Die japanischen Soldaten lebten praktisch nur noch von Reis. Die Auswirkungen dieser Reis-Diät waren entsetzlich. Viele litten an Beriberi. Sie hatten das Stadium, wo der Magen aufschwillt, hinter sich und ihr Körper trocknete vollkommen aus. Die Haut war straff über den Knochen gespannt und über und über mit Geschwüren bedeckt. Der Körper konnte kein Wasser mehr absorbieren. Sie verhungerten neben dem Reis. An einem Rückzugsweg fand man 500 an Erschöpfung gestorbene Japaner.

In Nordburma, wo amerikanische, britische, chinesische und indische Truppen nach Süden vorstoßen, standen den Japanern noch Eisenbahnverbindungen zur Verfügung. Doch wurden diese Nachschublinien zu einem großen Teil durch die alliierte Luftwaffe sowie durch die Truppen des Generals Lentaigne, die vorher General Wingate befehligte, unbrauchbar gemacht. Aber auch dort sind die japanischen Truppen unterernährt und leiden an Malaria und Beriberi. Vom Januar bis August dieses Jahres verloren die Japaner an der gesamten Burmafront nur an Gefallenen 50 000 Mann. Rechnet man jedoch die durch Krankheit und Hunger hervorgerufenen Todesfälle dazu, so dürften die Gesamtverluste gut 100 000 Mann betragen.

Das japanische Kommando versuchte alles, die versprengten Truppen wieder zu sammeln, um ein zweites Mal die Invasion Indiens zu versuchen. Die Desorganisation nahm jedoch immer mehr zu. M. W. W.